

Queere Familien in pädagogischen Kontexten – zwischen Ignoranz und Othering

Christine Riegel

Trotz eines zunehmenden gesellschaftlichen Bewusstseins über eine Pluralisierung von Lebens- und Familienformen sowie bildungspolitischen Bemühungen, das Thema geschlechtliche und sexuelle Vielfalt in die schulische und außerschulische Bildung aufzunehmen, bleiben queere Familien in erziehungswissenschaftlichen Debatten und (sozial-)pädagogischen Kontexten wenig sichtbar. Als *queere Familien* werden im Folgenden Elter(n)-Kind-Beziehungen¹ bezeichnet, in denen ein oder mehrere Personen der älteren Generation sich als lesbisch, schwul, bisexuell, transgender, transsexuell oder intersexuell identifizieren oder sich jenseits von binären Geschlechterkonstruktionen verorten. Andere (Selbst- und Fremd-)Bezeichnungen sind Regenbogenfamilien, LGBT- oder LSBTTI*-Familien. Diese Familien werden in hegemonialen Diskursen und Politiken sowie institutionalisierten Praktiken in ihrer Familien- und Lebensform oft ignoriert, an heteronormativen Geschlechter- und Familienvorstellungen gemessen und/oder zu ‚besonderen Anderen‘ gemacht.

- 1 Dabei wird auf ein weit gefasstes Familienverständnis rekurriert, das Familie als generationenübergreifende Beziehung versteht, ohne dass es dafür notwendigerweise verwandtschaftliche Bindungen braucht (u. a. Ecarius 2002; Oelkers 2012; Lenz 2016). Die Verwendung des Begriffs ‚Elter‘ im Singular erfolgt in Bezug auf Karl Lenz (2016): „Das konstitutive Merkmal von Familie ist die *Zusammengehörigkeit von zwei (oder mehreren) aufeinander bezogenen Generationen, die zueinander in einer Elter-Kind-Beziehung* stehen. Mit ‚Elter‘ statt ‚Eltern‘ wird zum Ausdruck gebracht, dass es nicht immer zwei Personen (Mutter und Vater) sind, möglicherweise nur eine vorhanden ist. Man sollte von ‚Elter‘ und nicht von ‚Elternteil‘ sprechen, da bei letzterem das ‚Teil‘ immer schon auf ein Ganzes verweist. Dass bei Eltern in unserer Sprache keine Singularform gebräuchlich ist, macht zugleich sichtbar, wie stark unsere Sprache von einer Normalunterstellung durchzogen ist, dass Mutter und Vater zu einer Familie gehören.“ (Ebd.: 169, Herv. i. O.)

In diesen Prozessen spiegeln sich gesellschaftliche Ordnungen und Ungleichheitsverhältnisse sowie hegemoniale Bilder von Familie, Geschlecht und Generationenverhältnissen wider, die sich auch mit anderen Differenzordnungen und Dominanzverhältnissen überlagern. Die noch immer bestehende Dominanz von (hetero-)normativen und naturalistischen Familienvorstellungen und damit verbundenen Verbesonderungen von Familien und familialen Lebensformen, die dem heteronormativen Bild der bürgerlichen, durch leibliche Elternschaft gekennzeichneten Kleinfamilie von Vater, Mutter, Kind(ern) nicht entsprechen, zeigt sich relevant für Familienpolitik und Familienrecht. Diese dominanten Vorstellungen sind darüber hinaus folgenreich für den pädagogischen Umgang mit dem Thema sowie mit den konkreten Personen in Schule, Jugendhilfe, Beratung oder Therapie (vgl. auch Lenz 2016: 168).

Mit dem Fokus auf die Thematisierung und Berücksichtigung von queeren Familien im pädagogischen Kontext wird in diesem Beitrag der Frage nachgegangen, inwiefern in gesellschaftlichen und fachlichen Diskursen Mechanismen des Othering sowie der Normalisierung greifen und welche Folgen und Effekte dies für die Pädagogik und Soziale Arbeit sowie den (sozial-)pädagogischen Umgang mit queeren Menschen und Familien hat. In Bezugnahme auf queertheoretische Überlegungen sowie postkoloniale Theorien werden Prozesse des Unsichtbar-Machens und des Othering in pädagogischen Kontexten rekonstruiert und auf deren normierende und ausgrenzende Folgen hin untersucht.

Nach einer kurzen Einführung in die genannten Theorieperspektiven mit ihrem dekonstruktivistischen Potenzial (1) wird im folgenden Beitrag in einem ersten Schritt danach gefragt, inwieweit queere Familien in der für Erziehungswissenschaft, Pädagogik und Soziale Arbeit relevanten Fachliteratur sowie in der Familienforschung repräsentiert sind und inwieweit in diesen Feldern heteronormative Ordnungen reproduziert und normative Familienbilder wirksam werden (2). Daran anschließend wird in Kapitel 3 herausgearbeitet, wie in pädagogischen Fachdiskursen und der pädagogischen Praxis Mechanismen des Ignorierens, der Vereinnahmung und des Othering zusammenspielen und wie diese im Umgang mit queeren Familien wirksam werden. U.a. werden diesbezügliche Erfahrungen und Perspektiven von queeren Familien exemplarisch anhand eines Interviews mit einer transidentitären Elter-Person rekonstruiert (3). Schließlich werden im vierten Kapitel Überlegungen zu den daraus resultierenden Konsequenzen für die Forschung zum Thema Familie sowie für den erziehungswissenschaftlichen und pädagogischen Umgang mit queeren Familien und Lebensweisen angestellt (4).

1 Mit dekonstruktivistischen Perspektiven hegemoniale Repräsentationen und Praktiken hinterfragen

Im Folgenden wird die Frage nach Repräsentationen von queeren Familien in pädagogischen Kontexten in Bezugnahme auf Queer- und Postcolonial Studies diskutiert. Diese poststrukturalistisch und dekonstruktivistisch inspirierten Ansätze hinterfragen hegemoniale gesellschaftliche Differenzordnungen und damit verbundene Macht- und Herrschaftsverhältnisse und analysieren Machteffekte. Queer Theory versteht sich v.a. als Heteronormativitätskritik, mit Fokus auf das Infragestellen der Dominanz einer heterosexuellen Matrix² (Butler 1991: 220) und der damit verbundenen zweigeschlechtlich organisierten und normativ heterosexuell ausgerichteten Geschlechterverhältnisse (vgl. Hartmann et al. 2007). Wie für die Queer Studies ist für die Postcolonial und Cultural Studies (s. Castro Varela/Dhawan 2015) die Analyse und Kritik von essentialisierenden und naturalisierenden (Differenz-)Konstruktionen, wie Kultur oder Identität, bedeutend. Zentral ist dabei die Beschäftigung mit Imperialismus und Rassismus als Unterdrückungsverhältnissen sowie mit Prozessen der Rassifizierung, Rassialisierung, Ethnisierung und Kulturalisierung. Im Rahmen hegemonialer Diskurse und sozialer Mechanismen dienen sie der Aufrechterhaltung und Herstellung von Verhältnissen der Dominanz und Unterdrückung (Hall 1994). Die Analysen beider Ansätze, sowohl die der Queer Theory als auch die der postkolonialen Kritik, erfolgen aus einer Perspektive von den ‚gesellschaftlichen Rändern‘ aus. Auch wenn sie beide jeweils bestimmte soziale Ordnungen in den Fokus nehmen, wird dabei von einem Ineinandergreifen von verschiedenen Macht- und Herrschaftsverhältnissen ausgegangen und dies in die Kritik und Analyse von bestehenden Differenz- und Dominanzordnungen einbezogen.

Für die vorliegenden Analysen ist neben dieser dekonstruktivistischen Ausrichtung die Figur des Othing als Analyseperspektive von Bedeutung. Das Konzept des Othing ist im Kontext der Postcolonial Studies entstanden und wurde u.a. durch Autor_innen wie Edward Said (1978) und Gayatri C. Spivak (1985) geprägt. Es stellt ein zentrales Moment postkolonialer Theoriebildung dar, dessen theoretische Ausarbeitung vor dem Hintergrund des Fortwirkens kolonialer Verhältnisse in heutigen Gesellschaften erfolgt. Die Konstruktion von Anderen basiert, wie Said dies in seinem hierfür zentralen Werk „Orientalism“ (1978) herausarbeitet, auf einer Unterscheidung, in der das „An-

2 Im Feld einer heteronormativen Matrix, so Butler (1991), kann sich Heterosexualität überhaupt erst und in Abgrenzung zu Homosexualität als gesellschaftliche Norm ausdrücken und etablieren. Die heteronormative Gegenüberstellung und binär codierte Einteilung in Frau/Mann funktioniert jedoch nur, wenn weitere Geschlechter bzw. Formen des Begehrens ausgeschlossen werden, sodass das Moment der Normativität eng mit Ausgrenzung und Diskriminierung verbunden ist.

dere‘ als komplementärer Gegenpart und in binärer Opposition zu einem hegemonialen ‚Wir‘ konstituiert wird. Dabei ist die Bestimmung des Anderen notwendig zur Definition des Eigenen, Prioren und Normalen. Mit dem Begriff des Othinging wird auch von Spivak (ebd.) die Konstruktion der ‚des Anderen als Prozess des ‚Different-Machens‘, so die Übersetzung ins Deutsche von Castro Varela/Dhawan (2005: 60), markiert, der sowohl Elemente der Festbeschreibung und der Ausgrenzung als auch der Unterwerfung enthält. In der wirkmächtigen Verschränkung und im Zusammenspiel von hegemonialen alltäglichen, fachlichen, wissenschaftlichen und politischen Diskursen wird mit Mitteln der Hervorhebung, Zuschreibung und Essentialisierung eine bestimmte Gruppe erst als solche, dann als Andere diskursiv hervorgebracht und „auf der Position der Differenz festgezurr“ (Castro Varela 2010: 256). Dies erfolgt im System der Heteronormativität mit Blick auf das homosexuelle oder queere Andere, wie dies im Kontext der Queer Studies v.a. in Bezugnahme auf Judith Butlers Arbeiten analysiert wird. So ist beispielsweise historisch der Begriff der Homosexualität, als Bezeichnung für das Abweichende, das die selbstverständliche Normalität erst absichert, noch vor dem der Heterosexualität entstanden (vgl. Degele 2008: 86). Beim Prozess des Othinging wird also ein komplexeres System von bipolaren Codierungen und Zuordnungen angeufen und es werden verschiedene Macht- und Herrschaftsverhältnisse intersektional wirksam (Riegel 2016: 55)³. Kira Kosnick (2010) spricht im Zusammenhang mit heteronormativen Annahmen, die hegemonialen Migrations- und Integrationsdiskursen zugrunde liegen, von „heteronormativem Othinging“ (ebd.: 145).

Inwieweit es bei der Thematisierung von queeren Familien und queerer Elter(n)schaft in hegemonialen Diskursen in pädagogischen Kontexten auch zu Prozessen des Othinging kommt und inwiefern dabei verschiedene Macht- und Herrschaftsverhältnisse relevant gemacht und reproduziert werden, dies soll im Folgenden unter Rückgriff auf die dargestellten Theorieperspektiven herausgearbeitet werden.

2 Zur Repräsentation von queeren Familien in öffentlichen und fachlichen Diskursen

Mit Blick auf das Thema queere Lebensweisen ist zunächst festzuhalten, dass im gesellschaftlichen und pädagogischen Kontext derzeit durchaus gegenläufige Tendenzen und Entwicklungen zu beobachten sind. Exemplarisch wird

3 Ausführlicher wird auf den Zusammenhang von Othinging und Intersektionalität in Riegel 2016: 51ff. eingegangen und dies für den Bildungskontext empirisch ausgearbeitet.

dies an der Situation in Deutschland deutlich. Auf der einen Seite ist eine zunehmende Öffnung und Akzeptanz zu konstatieren: Im Bereich der schulischen und außerschulischen Bildung besteht ein steigendes Bewusstsein und daraus resultierender Weiterbildungsbedarf, was das Thema geschlechtliche und sexuelle Vielfalt angeht (vgl. Huch/Lücke 2015). Im Bereich der diskriminierungskritischen und geschlechterreflexiven feministischen Jugendarbeit wurden Überlegungen zu intersektionalen Erweiterungen und Öffnungen von Transräumen angestellt (vgl. Busche et al. 2010; Pohlkamp 2010; Schmitz 2014).

Dies schlägt sich auch in der Bildungspolitik nieder, wenngleich in diesem Bereich z.T. in besonderem Maße die Widersprüchlichkeit dieser Entwicklung zum Ausdruck kommt. So wurde z.B. im Jahr 2014 im ersten Entwurf des Bildungsplans von Baden-Württemberg als Versuch einer Sensibilisierung und Öffnung für eine Vielfalt an Lebensweisen unter dem Leitprinzip „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ formuliert: „Schülerinnen und Schüler kennen die verschiedenen Formen des Zusammenlebens von/mit LSBTTI-Menschen: klassische Familien, Regenbogenfamilien, Singles, Paarbeziehungen, Patchworkfamilien, Ein-Eltern-Familien, Großfamilien, Wahlfamilien ohne verwandtschaftliche Bande.“⁴ Allerdings stieß der Versuch der damaligen grün-roten Landesregierung, das Thema sexuelle Vielfalt im Bildungsplan zu verankern, auf massiven Widerstand und löste bekanntermaßen gesellschaftlich eine starke Kontroverse aus. Mit Verweis auf christliche Werte und die Sonderstellung der klassischen Ehe wurde dieser Vorstoß von konservativen und christlichen Verbänden, Parteien und Gruppierungen heftig kritisiert und z.T. aggressiv bekämpft und damit ein traditionelles und naturalistisches Familienbild verteidigt. In der weiteren Ausarbeitung des Bildungsplans wurde das Thema sexuelle Vielfalt zunehmend in den Hintergrund gedrängt und in seiner Relevanz minimiert, sodass Inhalte mit explizitem Bezug zu queeren Lebensformen, wie im obigen Passus dargestellt, in der im Jahr 2016 von der inzwischen grün-schwarzen Regierung verabschiedeten Fassung nicht mehr zu finden sind. Der Versuch einer grundlegenden strukturellen Verankerung des Themas sexuelle Vielfalt scheiterte und nicht-heterosexuelle Lebens- und Familienformen bleiben in diesem die schulische Bildung leitenden Dokument unsichtbar. Im Gegenteil werden traditionelle Familienbilder gestärkt, so z.B. wenn in der Leitperspektive „Bildung für Toleranz und Akzeptanz von Vielfalt“ betont wird, dass deren „Grundlagen [...] die Menschenwürde, das christliche Menschenbild sowie die staatliche Verfassung mit dem besonderen Schutz von Ehe und Familie“⁵ sind.

4 1. Version des Arbeitspapiers „für die Hand der Bildungsplankommissionen als Grundlage und Orientierung zur Verankerung der Leitprinzipien“ vom 18.11.2013, S. 12.

5 http://www.bildungsplaene-bw.de/Lde/Startseite/BP2016BW_ALLG/BP2016BW_ALLG_LP_BT.V.

Die Beharrlichkeit, mit der sich traditionelle Familienbilder und -vorstellungen halten, zeigt sich auch in der Gesetzgebung und im Familienrecht (Collins 1998) und wirkt sich auf die rechtliche Situation und die damit verbundenen Möglichkeiten der Lebensführung von queeren Familien aus.⁶ Auch wenn gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften in den letzten Jahren in der BRD mehr Rechte gewährt wurden, bleibt eine Gleichstellung in Bezug auf das Konstrukt und die Institution der Ehe lange Zeit aus, ebenfalls werden Familienkonstellationen, die der heterosexuellen Norm nicht entsprechen, in sozialer und rechtlicher Hinsicht die Anerkennung als ‚Familie‘ versagt.⁷ Nina Oelkers (2012: 135) weist darauf hin, dass gerade im Familienrecht, welches für die Kinder- und Jugendhilfe bedeutsam ist, nach wie vor ein enger Zusammenhang von Elter(n)schaft, Ehe und Familie besteht. Dementsprechend gibt es in Deutschland immer noch Hürden und Benachteiligungen im Adoptions- und Sorgerecht⁸ für queere Familien.

Eine Möglichkeit der Familiengründung besteht (zumindest⁹) für gleichgeschlechtliche Paare derzeit darin, ein oder mehrere Pflegekinder aufzunehmen.

- 6 Carolin Emcke, Preisträgerin des Friedenspreises des deutschen Buchhandels, nimmt auf diese durchaus paradoxe Situation in ihrer Rede zur Preisverleihung im Herbst 2016 deutlichen Bezug:
„Es ist eine merkwürdige Erfahrung: Wir dürfen Bücher schreiben, die in Schulen unterrichtet werden, aber unsere Liebe soll nach der Vorstellung mancher Eltern in Schulbüchern maximal ‚geduldet‘ und auf gar keinen Fall ‚respektiert‘ werden? Wir dürfen Reden halten in der Paulskirche, aber heiraten oder Kinder adoptieren dürfen wir nicht? Manchmal frage ich mich, wessen Würde da beschädigt wird: unsere, die wir als nicht zugehörig erklärt werden, oder die Würde jener, die uns die Rechte, die zu uns gehören, absprechen wollen?“ (Carolin Emcke am 23.10.2016 in Frankfurt)
- 7 Dies war die Situation und gesetzliche Lage zum Zeitpunkt des Verfassens des vorliegenden Beitrags. Am 30.6.2017 wurde jedoch eine Gesetzesinitiative des Bundesrates von 2015 „zur Einführung des Rechts auf Eheschließung für Personen gleichen Geschlechts“ (<http://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2017/kw26-de-ehe-fuer-alle/513682>) in den Bundestag eingebracht und mit der Mehrheit der Stimmen verabschiedet. Mit Inkrafttreten dieses Gesetzes im Herbst 2017 können dann auch gleichgeschlechtliche Paare eine Zivilheirat schließen, mit den damit verbundenen Rechten, wie z.B. der gemeinsamen Adoption. Damit werden homosexuelle verheiratete Paare in rechtlicher Hinsicht heterosexuellen verheirateten Paaren gleichgestellt. Ob und wie sich diese Gleichstellung in der konkreten Praxis auswirkt und ob gleichgeschlechtliche (und v.a. schwule) Paare in gleicher Weise als Adoptionseltern akzeptiert werden und im Vermittlungsprozess zum Zuge kommen, wird sich zeigen. Festzuhalten ist in diesem Kontext jedoch, dass konservative Stimmen in Politik und Gesellschaft und auch ein nicht unbeträchtlicher Teil der Abgeordneten, die gegen die Gleichstellung in Bezug auf die Ehe gestimmt haben, nach wie vor die Ehe als exklusive ‚Verbindung von Mann und Frau‘ und zugleich als ‚Grundlage von Familie‘ postulieren, woran diskursiv auch das Kindeswohl festgemacht wird. Diese Voraussetzung von ‚Familie‘ wird anderen und v.a. nicht-heterosexuellen Familienkonstellationen abgesprochen.
- 8 Das bestehende Sorgerecht sieht bspw. multiple Elternschaft und Elternkonstellationen nicht vor.
- 9 Angesichts der hegemonialen Geschlechterordnung kann davon ausgegangen werden, dass im Bereich des Spektrums sexueller und geschlechtlicher Vielfalt homosexuelle Paare noch

Auch wenn sie im Bereich des Pflegekindwesens weniger Hürden und Vorbehalte als in Adoptionsverfahren zu überwinden haben (Rupp/Dürnberger 2009: 103) und zumindest in Großstädten als Pflegeeltern zunehmend adressiert werden und zum Zuge kommen (vgl. Jespersen 2014), kann auch in diesem Bereich nicht von einer grundsätzlichen Akzeptanz und Anerkennung queerer Familien gesprochen werden. Die konkrete Vermittlungspraxis ist nach wie vor von der Einschätzung der jeweiligen Bearbeiter_innen abhängig. Und auch die Tatsache, dass homosexuelle Paare verstärkt von Vermittlungsstellen oder Politik angesprochen und z.T. explizit beworben werden,¹⁰ kann als eine pragmatische Reaktion auf die Bedrängnis durch den Mangel an insgesamt zur Verfügung stehenden Pflegeeltern gelesen werden.

An diesen z.T. gegensätzlichen Entwicklungen zeigt sich, dass Familie als Instanz ein gesellschaftlich nach wie vor umstrittenes und umkämpftes Feld darstellt. Die gesellschaftliche Akzeptanz und Anerkennung von queeren Lebens- und Familienweisen stößt in diesem Bereich – u.a. durch das implizite oder auch explizite Festhalten an der Konstruktion von Normalfamilie – an Grenzen. Dies zeigt sich auch im Rahmen der sozial- und erziehungswissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit dem Thema Familie.

2.1 Queere Familien im Spiegel erziehungswissenschaftlicher und (sozial-)pädagogischer Fachliteratur

Mit Blick auf die für die Pädagogik und Soziale Arbeit relevante Fachliteratur sowie auf erziehungswissenschaftliche, soziologische und psychologische Einführungs-, Grundlagen- und Übersichtswerke, die sich dem Thema Familie widmen, wird deutlich, dass queere Familien und Familienformen dort kaum repräsentiert sind.¹¹ Und dies, obwohl in der neueren Familienforschung mehr oder weniger einhellig von einem Herstellungs- und Konstruktionscharakter von Familie ausgegangen und betont wird, dass die Begriffe Familie, Eltern oder Elter(n)schaft als gesellschaftlich und historisch eingebettet zu betrachten

am ehesten dem dominanten Bild von ‚Eltern‘ entsprechen und deshalb – anders als Trans- oder Interpersonen – als Pflegeeltern geeignet erscheinen (s.u.).

- 10 Beispielsweise wurden in Hamburg im Sommer 2016 gleichgeschlechtliche Paare vom rot-grünen Senat dazu ermuntert, sich als Pflegeeltern zu bewerben, vgl. http://www.queer.de/detail.php?article_id=26749.
- 11 Für die folgende Analyse wurden Überblickswerke und Handbücher der Erziehungswissenschaft und der Sozialen Arbeit sowie von dafür relevanten Nachbardisziplinen gesichtet, die sich sowohl an Studierende und Lehrende als auch an Praktiker_innen richten (und damit auch den Diskurs in Ausbildung, Praxis und Forschung widerspiegeln und anregen) und die sich im Gesamt des Werkes oder in Teilen bzw. Einzelbeiträgen mit dem Phänomen von Familie oder Elter(n)schaft beschäftigen. Die hier gemachten Aussagen beziehen sich jedoch nicht auf eine systematische Untersuchung *aller* diesbezüglichen Werke, sie versuchen aber Tendenzen auszumachen und exemplarisch verschiedene Arten und Weisen der Thematisierung in diesem Fachdiskurs aufzuzeigen.

sind (vgl. Peuckert 2008: 25; Macha 2011; Jurczyk/Klinkhardt 2014). Angesichts gesellschaftlicher Veränderungen wird nicht nur von einem Wandel von Familie gesprochen, sondern auf die Pluralisierung von Familienformen und ein variantenreiches Spektrum an Elter-Kind-Beziehungen jenseits der als klassisch bezeichneten Kernfamilie hingewiesen. In diesem Zusammenhang – und den damit verbundenen Auseinandersetzungen – hat sich zunehmend eine weit gefasste Definition von Familie etabliert, die sich v.a. auf die Generationsfolge als konstitutives Merkmal bezieht (vgl. Ecarius 2002; Oelkers 2012; Lenz 2016).¹²

Queere Familien – wenngleich sie in der Regel nicht unbedingt so benannt werden – finden in der (sozial-)pädagogisch relevanten Fachliteratur zum Thema Familie oder Elter(n)schaft v.a. dann Erwähnung, wenn es um den Wandel von Familienkonzepten im Kontext gesellschaftlicher Veränderungen geht. Im Zuge dessen wird auf eine Vervielfältigung familialer Konstellationen jenseits der normativen Vorstellung der heterosexuellen Kernfamilie (Vater, Mutter, Kinder) hingewiesen. Dabei werden auch gleichgeschlechtliche Paare oder Lebensgemeinschaften mit Kindern zusammen mit anderen ‚neuen‘ Familienmodellen, wie Ein-Elter-Familien, Patchworkfamilien, Adoptionsfamilien oder Inseminationsfamilien genannt (bspw. Peuckert 2007; Oelkers 2011; Ecarius/Köbel/Wahl 2011; Schön 2011; Uhlendorf/Euteneuer/Sabla 2013; Andresen 2016; Lenz 2016). Gleichgeschlechtliche Paare werden z.T. auch als Protagonist_innen des historischen Wandels gesehen, z.B. wenn davon gesprochen wird, dass „Modernisierungsprozesse von Familie an den neuen Formen von Elternschaft lesbischer Mütter und schwuler Väter abzulesen“ seien (Kortendiek 2010: 449).

Daran zeigt sich zwar, dass inzwischen Familienformen jenseits der heterosexuellen Norm in der Fachliteratur zu Familie und Elter(n)schaft wahrgenommen werden. Allerdings kann auch mit Blick auf die genannten Beiträge konstatiert werden, dass auf Regenbogenfamilien oder gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften z.T. nur sehr punktuell, und meist einseitig auf deren empirische Existenz und Verbreitung bezogen, eingegangen wird. Dies erfolgt u.a. in spezifischen Kapiteln zu „Familien im Wandel“ (Uhlendorf/ Euteneuer/ Sabla 2013)¹³ oder „[Z]ur aktuellen Lage der Familie“ (Peuckert 2007)¹⁴ bzw. zu „Familie heute – Pluralität der Lebensformen“ (Schneider 2013)¹⁵, die zumeist am Anfang der Publikation platziert sind. Für die weitergehenden Überlegungen des Beitrags und folgenden Ausführungen des Sammelbands,

12 In Anbetracht der nach wie vor bestehenden normativen Implikationen des Begriffs der Familie, der Gleichsetzung mit einem historisch überholten bürgerlichen Familienmodell sowie der damit verbundenen Ausschlüsse gibt es durchaus auch Plädoyers dafür, vom Begriff der ‚Familie‘ ganz abzusehen (vgl. Lenz 2016: 166).

13 Im Lehrbuch „Soziale Arbeit mit Familien“ (ebd.).

14 Im „Handbuch Familie“, hrsg. von Jutta Ecarius (2007).

15 In „Familie. Handbuch Erziehungswissenschaft 5“, hrsg. von Hildegard Macha und Monika Witzke (2013).

z.B. zu differenzierten Lebenslagen von Familien oder zu (sozial-) pädagogischer Arbeit mit Familien, werden queere Familienkonstellationen jedoch oft nicht mehr aufgegriffen und diesbezügliche Perspektiven nicht weitergeführt.

Eine systematische Auseinandersetzung mit queeren Lebensformen und Familienkonstellationen im Rahmen der ansonsten ausdifferenzierten Auseinandersetzung rund um Familie und Elter(n)schaft kann in vielen Überblickswerken als Leerstelle markiert werden. In einigen Werken finden queere Familien(formen) auch gar keine Berücksichtigung. Dies scheint in der Regel auch nicht weiter erklärungsbedürftig zu sein, was wiederum vor dem Hintergrund der nach wie vor bestehenden Dominanz heteronormativer Ordnungen zu erklären ist. Oder die Lücke wird mit einer zu geringen empirischen Relevanz oder einem unzureichenden Forschungsstand, wie bspw. von den Herausgebern des Handbuchs Familiensoziologie (Hill/Kopp 2015: 14), begründet – eine Argumentation, die wiederum auf die gleichzeitige Ignoranz und Besonderung dieser Familienformen verweist. Selbst wenn es in Sammelbänden explizit um Fragen von Geschlecht und Geschlechterrollen im Kontext von Familie und Elter(n)schaft geht, werden diese z.T. durchgängig heteronormativ gedacht und verhandelt (bspw. Seehaus/Rose/Günther 2015). Des Weiteren zeigt sich die unzureichende Anerkennung von queeren Familienkonstellationen auch darin, dass für diese nicht immer der Begriff der ‚*Familie*‘ verwendet wird. Teilweise wird zwar der Begriff ‚Regenbogenfamilie‘ gebraucht, in der Regel wird von „homosexuellen Paaren“ (bspw. Schön 2013: 231), „schwulen oder lesbischen Paaren mit Kindern“ (bspw. Kortendiek 2010: 449) oder von „gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften mit Kindern“ (bspw. vom Mikrozensus 2009 oder Uhlendorf/Euteneuer/Sabla 2013: 38) bzw. von „gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften mit Kindern“ (bspw. Rupp 2009) gesprochen. An diesem Sprachgebrauch dokumentiert sich Verschiedenes: Zum einen werden die Beziehungsformen der Eltern in den Vordergrund gerückt und als nicht-heterosexuell markiert. Sie werden durch solche Fokussierungen jedoch als besonders und potenziell abweichend von der heterosexuellen Norm konstruiert. Dabei wird implizit nahegelegt, dass diese Konstellationen nicht dem entsprechen, was im hegemonialen Diskurs als Familie betrachtet oder bezeichnet wird. Zum anderen werden durch solche sprachlichen Markierungen, die sich primär auf eine binäre Unterscheidung von homo- und heterosexuell beziehen, auch queere Lebens- und Familienformen jenseits homosexueller und dyadischer Paarkonstellationen ausgeschlossen und unsichtbar gemacht. Denn durch diese binäre Unterscheidung und die damit verbundene Fokussierung auf ‚homosexuell‘ wird nur ein Ausschnitt der vielfältigen queeren Familien- und Elter(n)-Kind(er)-Konstellationen repräsentiert, dieser Ausschnitt jedoch zum Inbegriff von Regenbogenfamilien gemacht. Transgender oder intersexuelle Eltern sowie Formen multipler queerer Elternschaft oder polyamouröse Beziehungskonstellationen bleiben in diesen Darstellungen weitgehend unberücksichtigt und somit unsichtbar. Möglicherweise scheint

das monogame (lesbische oder schwule) Paar mit einer eindeutigen Geschlechterzuordnung und sexuellen Orientierung (wenn diese auch nicht der heterosexuellen Norm entspricht) noch am besten zu dem nach wie vor bestehenden Bild der bürgerlichen Kernfamilie zu passen und in dieses Schema integrierbar zu sein. Somit kommt es durch solche Formulierungen und einseitigen Fokussierungen zu Hervorhebungen und zu Vereinnahmungen (in die heteronormative Geschlechter- und Familienlogik), aber auch zu Prozessen des (mehrfachen) Unsichtbarmachens – und damit zu ausgrenzenden und unterwerfenden Effekten.

Ebenfalls wird in den Überblicksdarstellungen zu verschiedenen Familienformen oft ausgespart, dass queere oder LSBTI*-Familien in ihren Erscheinungsformen und Zusammensetzungen pluralisiert sind; es also auch alleinerziehende queere Eltern, queere Patchworkfamilien sowie andere Konstellationen sozialer Elter(n)schaft gibt, diese auch unterschiedlich in gesellschaftlichen Dominanzverhältnissen positioniert sind und über differente Möglichkeiten der Lebens- und Familiengestaltung verfügen. In dieser Pluralität und Unterschiedlichkeit sind queere Familienkonstellationen in für die Erziehungswissenschaft, Pädagogik und Soziale Arbeit relevanten Standardwerken und Fachbüchern kaum berücksichtigt. Dies zeigt sich z.B. dann, wenn Familie im Kontext von Migration thematisiert wird. Ähnlich wie auch im Bereich der Migrationsforschung wird kaum auf Familien(formen) Bezug genommen, die der heterosexuellen Norm nicht entsprechen, und Migrant_innen werden nur innerhalb von (vermeintlich) heterosexuellen Familienstrukturen betrachtet (Castro Varela/Dhawan 2009). Familie ist auch hier heterosexuell und zweigeschlechtlich gedacht, so bspw. im Handbuch „Migration und Familie. Grundlagen für die Soziale Arbeit mit Familien“ (Fischer/Springer 2011). Durch diese einseitige Form der Thematisierung offenbart sich ein heteronormativer Blick, der z.T. verbunden ist mit einer ethnisierenden und rassialisierenden Perspektive, die queere Lebensweisen bei Menschen mit Migrationsgeschichte unsichtbar macht. Die Verschränkung von verschiedenen Machtverhältnissen und die damit verbundenen Überlagerungen und Mehrfachzugehörigkeiten bzw. -diskriminierungen werden im dominanten sozial- und erziehungswissenschaftlichen Diskurs um Familie kaum berücksichtigt. Nicht zuletzt zeigt sich dies auch in einer auseinanderdividierenden Darstellungslogik, durch die verschiedene Phänomene getrennt voneinander in jeweils eigenen Abschnitten und Kapiteln von Überblickswerken oder in ganz unterschiedlichen Büchern und Publikationsorganen behandelt werden. Dies erschwert ein Zusammendenken dieser Phänomene und wird auch nicht den komplexen Lebenssituationen und Praktiken von Familien gerecht.

Mit Blick auf die Thematisierung von Familie in der für die Pädagogik relevanten Fachliteratur wird also Verschiedenes deutlich: Es zeigt sich, dass alltagstheoretische Bilder und Vorstellungen von Familie mit einfließen und sich

als äußerst wirksam erweisen. Lüscher konstatiert diesbezüglich für die Familienforschung Mitte der 1990er Jahre eine „Ideologisierung ihres Gegenstandes“ (Lüscher 1995: 4, zit. nach Lenz 2016: 168), die sich jedoch bis heute durchzieht. Des Weiteren dokumentiert sich die Dominanz einer heteronormativen Perspektive auf Familie, die sich – trotz der Betonung des Wandels an Familienformen sowie des sozialen Herstellungs- und Konstruktionscharakters von Familie – nach wie vor als äußerst wirkmächtig erweist (vgl. Hartmann 2004). Vorstellungen von Familie orientieren sich nach wie vor unausgesprochen am Modell der heterosexuellen, bürgerlichen, weißen, naturalisierten Klein- und Kernfamilie, die auf einer biologischen Elternschaft basiert. Dieses Modell stellt, trotz Ausdifferenzierungen, nach wie vor den normativen Bezugspunkt dar, wodurch queere Familien als abweichend und anders konstruiert und gelesen werden. Formen queerer Familien und Elter(n)schaft, die unter dieser binär organisierten (hetero-)normativen Geschlechter- und Familienordnung nicht subsumierbar sind, bleiben dadurch unberücksichtigt. Andere Familienformen und Lebensweisen stehen in Gefahr, durch die Dominanz heteronormativer Bilder und Ordnungen von diesen vereinnahmt zu werden. Eine solche Vereinnahmung zeigt sich z.B. dann, wenn in der Fachliteratur einseitig gleichgeschlechtliche Paare fokussiert werden und diese dabei implizit am Ideal heteronormativer Elternschaft orientiert dargestellt und gemessen werden; aber auch, wenn (ebenfalls nur) homosexuelle Paare als Beispiele für eine Pluralisierung von Familienformen ‚herhalten müssen‘, ohne dass in diesen Beiträgen darüber hinaus auf Geschlechtervielfalt oder queere Familienrealitäten eingegangen wird. Zum Teil spiegelt sich in der Literatur auch eine Naturalisierung von Familie wider, wenn heterosexuelle Paarbildung als natürlicher Ausgangspunkt von Familie betrachtet wird. Offensichtlich wird nach wie vor an der Vorstellung einer ‚Normalfamilie‘ sowie an binären Geschlechterrollen festgehalten und auch wissenschaftlich fundierte Fachdiskurse tragen zu deren „normative(r) Zementierung“ (Oelkers 2012: 142) bei.

2.2 Forschung zu queeren Familien

Auch im Gros der Familienforschung finden queere Familien nur wenig Berücksichtigung und wenn, dann sind sie einer verbesondernden Betrachtung unterworfen oder werden im Rahmen von Sonderbeiträgen oder in special issues parallel zum dominanten Diskurs der Familienforschung platziert (z.B. das Sonderheft 7 der Zeitschrift für Familienforschung 2011). Die Thematik wird hingegen im Kontext der Gender und Queer Studies aufgegriffen und z.T. umfassend und differenziert untersucht und diskutiert. Zeitschriften wie das „Journal of GLBT Family Studies“ oder das „International Journal of Sexuality and Gender Studies“ sind dafür international bedeutsame Publikationsorgane.

Dabei ist festzuhalten, dass sich die Forschung zu queeren Familienkonstellationen im internationalen Kontext unterschiedlich entwickelt hat. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung und empirische Studien zu queerer Elter(n)schaft und LGBT-Familien haben in englischsprachigen Ländern (und deren Publikationsorganen) bereits eine längere Tradition als im deutschsprachigen Raum (für einen Überblick: Berkowitz 2009; Goldberg 2010; Dempsey 2013). Aber auch in Deutschland sind in den letzten Jahren diesbezüglich verstärkt Forschungsaktivitäten zu verzeichnen. Hier ist v.a. die umfassende Studie des Staatsinstituts für Familienforschung zu nennen, die von Marina Rupp (2009) zur Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften herausgegeben wurde. Ebenso sind die Arbeiten von Maja S. Maier zu gleichgeschlechtlichen Paaren und Eltern (u.a. 2009), von Dorett Funcke zu gleichgeschlechtlichen Pflegefamilien (2010; 2015) sowie die ländervergleichende Untersuchung „Erfahrungen von Kindern aus Regenbogenfamilien in der Schule“ bedeutsam, deren deutscher Teil von Uli Streib-Brzic und Christiane Quadflieg (2011) verantwortet wurde. Zunehmend gibt es auch Sammelbände mit Beiträgen zur Queer- und Geschlechterforschung (bspw. von der Bundesstiftung Magnus Hirschfeld 2014 oder Schmidt/Schondelmayer 2015), in denen u.a. auch das Thema Familie aus einer queertheoretischen Perspektive beleuchtet und diskutiert wird (Hartmann 2014; Karrasch 2015 a,b; Körner 2015).

Es existiert also durchaus Forschung zu diesem Thema, auch wenn darauf in den sozial- und erziehungswissenschaftlichen Diskursen zu Familie kaum differenziert eingegangen wird. Ein Thema, das lange im Zentrum verschiedener Studien stand und auf das auch in den oben genannten hegemonialen Fachdiskursen am ehesten Bezug genommen wird, ist das der psycho-sozialen Entwicklung und des Wohlergehens von Kindern, die in Familien mit gleichgeschlechtlichen Eltern aufwachsen (vgl. Savin-Williams/Esterberg 2000; Tacey/Biblarz 2001; Rupp 2009; Crouch et al. 2014). Die Befunde kommen relativ einheitlich zu dem Ergebnis, dass sich Kinder in queeren Familienkonstellationen positiv entwickeln, auch angesichts möglicher Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen. Sie entwickeln diesbezüglich spezifische Umgangsstrategien und zeigen sich im Umgang mit Geschlechterrollen und sozialer Heterogenität flexibler und offener als der Durchschnitt ihrer Altersgenoss_innen. Methodologisch ist es für solche Aussagen allerdings notwendig, Vergleiche zwischen verschiedenen Gruppen vorzunehmen und diese zuvor als solche zu kategorisieren. In diesen Studien werden jeweils Durchschnittswerte der Bevölkerung oder eine Gruppe von Kindern mit heterosexuellen Eltern als Vergleichsgröße herangezogen, wodurch auf die binäre Gegenüberstellung zwischen homosexuellen und heterosexuellen Eltern zurückgegriffen und damit die Orientierung an der heterosexuellen Norm auch gefestigt und reproduziert wird (vgl. auch Hartmann 2009). Trotz dieser Gefahr scheint der Bezug auf diese Studien und ihre Ergebnisse für die Argumentation von quee-

ren Familien und deren Unterstützer_innen im politischen Kampf um gesellschaftliche Anerkennung und um gleiche Rechte äußerst wichtig zu sein. Mit diesen wird auch dem Vorwurf von konservativer Seite begegnet, dass das Kindeswohl in solchen Familienkonstellationen gefährdet sei (bspw. Wong 2016). Ebenso werden sie zur Aufklärung und Information bspw. für pädagogische Fachkräfte herangezogen (bspw. vom Dachverband Regenbogenfamilien 2013).

Die Fokussierung auf gleichgeschlechtliche Paare mit Kind und die Vernachlässigung des ‚B‘ und ‚T‘ im Kürzel von LGBT trifft auch für das Gros der Forschung zu (Bertone/Palotta-Chiarolli 2014: 6), wenngleich es im internationalen Kontext vereinzelte Studien zu transparents gibt (zum Überblick: Dierckx et al. 2016). Die völlige Absenz von intersexuellen Personen als Eltern im Bereich der Forschung verweist darauf, wie stark eine biologische Elter(n)schaft sowie eindeutige (binär konstruierte) Geschlechtszugehörigkeiten nach wie vor das normative Leitbild von Familie darstellen und die Wahrnehmung von Familie und Elter(n)schaft bestimmen – auch im Kontext von Forschung.

Vor diesem Hintergrund erweisen sich Studien und wissenschaftliche Ansätze als fruchtbar, die Familie differenziert und angesichts verschiedener Dimensionen von Macht- und Ungleichheitsverhältnissen betrachten und in ihren Verschränkungen in die Forschung einbeziehen, wie beispielsweise im Kontext von Arbeiten der Black Feminist Studies (Collins 1998; Demo-Few 2014). Mit einer solchen intersektionalen Perspektive können auch queere Familienkonstellationen und multiple Formen der Elter(n)schaft in einem komplexeren Zusammenhang betrachtet werden. Im internationalen Diskurs um queere Familien und Elter(n)schaft werden angesichts des Zusammenwirkens verschiedener Machtverhältnisse und interdependenter Prozesse der Ein- und Ausgrenzung nicht nur die Elter(n)-Kind-Beziehungen fokussiert, sondern auch weitere Generationen einbezogen. In diesem Zusammenhang wird beispielsweise die Bedeutung der Herkunftsfamilie oder der Ethnic Community für Prozesse des Coming Out oder für die Ausgestaltung der eigenen Elter(n)schaft diskutiert (bspw. Mezey 2008; Bertone/Palotta-Chiarolli 2014). Eine so orientierte und intersektional ausgerichtete Forschung ist in den vorherrschenden erziehungswissenschaftlichen oder (sozial-)pädagogischen Abhandlungen und Handbüchern zum Thema Familie im deutschsprachigen Raum jedoch kaum repräsentiert und berücksichtigt.

Festgehalten werden kann, dass in der vorherrschenden Auseinandersetzung in der für Erziehungswissenschaft und Pädagogik relevanten Fachliteratur das Thema queere Familie tendenziell unterbelichtet ist. Queere Familien werden vor dem Hintergrund der Dominanz heteronormativer Ordnungen und eines nach wie vor bestehenden konservativen Familienbildes betrachtet, was zu einer Verbesonderung auf der einen Seite und einer Ignoranz auf der anderen Seite führt, die sich v.a. in einem Ausblenden von bisexuellen und trans-

identitären Eltern und einem Unsichtbarmachen von queeren Familien im Kontext von Migration in besonderer Weise dokumentiert. Damit kommt es auch im Kontext von Forschung zu Othering und der Reproduktion hegemonialer Ordnungen.

3 Zwischen Othering und Silencing: Zum widersprüchlichen Umgang mit queeren Familien in pädagogischen Diskursen und Institutionen

Die geringe Sichtbarkeit von queeren Familien in pädagogischen Grundlagen- und Überblickswerken und die damit verbundenen Ausblendungen und Normierungen sind auch folgenreich für die (sozial-)pädagogische Bildungs-, Beratungs-, Präventions- und Unterstützungspraxis. So sehen sich queere Familien im Alltag und in Interaktionen mit und in Bildungsinstitutionen und (sozial-)pädagogischen Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe, im Kontakt mit Ämtern und Behörden z.T. mit Unwissenheit, Ignoranz, Problematisierung oder Verbesonderung konfrontiert. Sie werden in hegemonialen Diskursen, wenn auch subtil, als Abweichung von der Norm, als Besondere bzw. als Andere betrachtet bzw. zu Anderen gemacht.

Dies zeigt sich auch in der Art und Weise, wie queere Familien im öffentlichen und pädagogischen Kontext adressiert werden, oder daran, wie mit ihnen im Rahmen pädagogischer Verhältnisse umgegangen wird.

3.1 Diskurse der verbesondernden Anerkennung

Zu Othering kann es u.a. auch in Kontexten kommen, in denen zu LSBTTI*-Lebensweisen oder queeren Familien aufgeklärt werden soll. In diesbezüglichen Broschüren, Medienberichten und damit verbundenen Porträts von Familien werden diese nicht selten als ‚anders‘ dargestellt und auch konkret so benannt, wenn dies auch mit der Intention der Aufklärung gegen Diskriminierung und einer positiven Grundhaltung oder Wertschätzung diesen Familien gegenüber verbunden ist. Dies zeigt sich exemplarisch im Vorwort der durchaus differenzierten Publikation „Regenbogenfamilie. Eine Informationsbroschüre nicht nur für Betreuungspersonen, Lehr- und Fachkräfte“. Dort schreibt die Leiterin der Fachstelle für Gleichstellung der Stadt Zürich:

„Viele Diskriminierungen geschehen subtil. Menschen, die ‚anders‘ sind oder ‚anders‘ leben, werden oft nicht aus bösem Willen, sondern unbewusst ausgegrenzt. Und meist nähren sich solche unbewusste Ausgrenzungen aus Unsicherheit, aus fehlendem Wissen. Die vorliegende Broschüre macht die Lebensrealitäten von Kindern und Eltern aus Regenbogenfamilien sichtbar.“ (Dachverband Regenbogenfamilien 2013)

Mit dieser Argumentation¹⁶ wird die Notwendigkeit der Aufklärung für pädagogische Fachkräfte begründet, u.a. um subtilen Formen der Diskriminierung vorzubeugen. Allerdings um den Preis, dass hier die ins Zentrum der Broschüre gerückten Familien als Andere markiert und damit auch zu Anderen gemacht werden. Hier zeigt sich die Ambivalenz der Strategie des Hervorhebens und Sichtbarmachens derjenigen, zu deren Akzeptanz und Gleichstellung beigetragen werden soll. Das Benennen und Sichtbarmachen ist zum einen im Kampf um Anerkennung notwendig. Gleichzeitig besteht die Gefahr, bestehende Differenzordnungen und damit verbundene Grenzziehungen zu festigen – v.a. dann, wenn dabei die dahinterliegenden Machtverhältnisse unberücksichtigt bleiben und nicht hinterfragt werden, sondern wie in diesem Fall Diskriminierung tendenziell als individuelles Phänomen betrachtet wird. So wird durch die Art und Weise der Darstellung in diesem Vorwort – trotz anderer Intention – auch zu Diskriminierung und Verbesonderung beigetragen. Denn in dieser Argumentation wird implizit eine binäre Differenzordnung von Normalität und Abweichung relevant gemacht. Das Konstrukt der heterosexuellen ‚Normalfamilie‘ stellt dabei nicht nur die selbstverständliche Norm dar, vor deren Folie queere Familien als Andere konstruiert werden. Die diesbezügliche Einordnung in die gesellschaftlich dominante heterosexuelle Matrix erfolgt dabei auch aus einer wohlwollenden paternalistischen Perspektive, in der es um die Akzeptanz und Nicht-Diskriminierung derjenigen geht, die als Andere und somit nicht zur ‚Normalität‘ zugehörig markiert werden. Die damit verbundene Botschaft an queere Familien könnte in diesem Zusammenhang so zu lesen sein: Ihr sollt in eurer Lebensform akzeptiert werden, jedoch nicht als ‚normale Familie‘, eher als eine Sonderform, die jedoch nicht diskriminiert werden darf. Ein solcher Diskurs bedeutet Otherring im Rahmen der heteronormativen Ordnung. Aus einer hegemonialen und privilegierten Perspektive kann der Bezug auf ein solches Dispositiv (Foucault) jedoch im Rahmen von politischen Gleichstellungsbemühungen strategisch sinnvoll erscheinen, da dieses Bild der ‚Regenbogenfamilie als Andere‘ gesellschaftlich eher konsensfähig ist als die Forderung nach einer vollständigen rechtlichen und sozialen Anerkennung als Familie. Dies bedeutet jedoch ein Otherring für die betroffenen Familien, darüber hinaus eine erneute Bestätigung und damit auch eine strukturelle Festigung hegemonialer Differenzordnungen.

Die Dominanz zweigeschlechtlicher und heterosexueller Ordnungen schlägt sich, so zeigen beispielsweise die Studien von Kruppa (2009) oder von Funcke/Thorn (2010), auch im Selbstbild von gleichgeschlechtlichen Paaren mit Kindern nieder und zeigt ihre normative und normalisierende Wirkkraft in der Gestaltung von Familie (vgl. Hartmann 2014). Es ist anzunehmen, dass vorherrschende Ordnungen und Bilder von Familie und Geschlecht ebenso in

16 Die Broschüre an sich folgt jedoch nicht dieser dichotomisierenden Argumentation, sondern fokussiert die Pluralität an Lebensweisen und Familienformen.

den Perspektiven und Praktiken von pädagogischen Instanzen und Fachkräften virulent werden – gerade wenn sich diese aus der Perspektive der Dominanzgesellschaft mit dem Thema queere Familie beschäftigen. So zeigt sich beispielsweise bei der Vermittlung von Pflegekindern bzw. -eltern, dass die beteiligten Instanzen wie Jugendämter oder Vermittlungs- bzw. Beratungsstellen für Pflegefamilien, die mit relativ viel Entscheidungs- und Regulierungsmacht ausgestattet sind, bei der Beurteilung zukünftiger Pflegeeltern Fragen der Geschlechterrollenerziehung oder der Geschlechtersozialisation eine bedeutsame Rolle beimessen (Rupp/Dürnberger 2009: 103ff; Kohler 2014). Hier wird nicht selten von der (impliziten und expliziten) Annahme ausgegangen, dass für das Aufwachsen von Kindern eine gewisse Geschlechterdichotomie und das Vorleben von verschiedenen Geschlechterrollen notwendig sei. Vor diesem Hintergrund werden gleichgeschlechtliche Paare als zukünftige Pflegeeltern daraufhin geprüft, ob sie geeignet und vermittelbar sind. Dabei handelt es sich um eine normalisierende, aber auch um eine potenziell diskriminierende Praxis, die heterosexuellen Paaren in der Regel nicht widerfährt.

Aber auch wenn sich Fachkräfte oder Einrichtungen explizit positiv zu gleichgeschlechtlichen Pflegeeltern äußern oder sich selbst als aufgeklärt und offen in ihrer Haltung und in ihrem Umgang mit geschlechtlicher und sexueller Vielfalt präsentieren, können mit solchen Selbstpräsentationen andere Diskurse der Aus- und Abgrenzung einhergehen. Dies dokumentiert sich beispielsweise daran, wenn von Fachkräften (als Angehörigen der Dominanzgesellschaft) auf die Zusammenarbeit mit Vormünder_innen oder Herkunftsfamilien, die mit dem Zusatz ‚mit Migrationshintergrund‘ markiert werden, verwiesen und deren Haltung gegenüber schwulen oder lesbischen Pflegeeltern problematisiert wird (Kohler 2014). In solchen Diskursen überlagern sich vermeintliche Anerkennungs- und Gleichberechtigungsdiskurse gegenüber queeren Lebensweisen mit gesellschaftlich präsenten rassialisierenden und kulturalisierenden Diskursen zum Thema Migration und Integration. In solchen Diskursen werden Familien, denen ein Migrationshintergrund zugeschrieben wird, nicht nur in möglichen queeren Konstellationen verkannt (s.o.). Sie werden potenziell auch als homophob wahrgenommen und das Aufwachsen von queeren Personen in Familien mit einer Migrationsgeschichte wird einseitig problematisiert und kulturalisiert.¹⁷ In diesem Zusammenhang kommt es zu einer diskursiven Grenzziehung und einem Auseinanderdividieren sich verbindender Zugehörigkeiten: LGBTI* Personen (gleich welcher Herkunft) werden als Angehörige einer aufgeklärten modernen Gesellschaft in das nationale ‚Wir‘ vereinnahmt, Migrationsandere hingegen pauschal als homophob markiert und ausgegrenzt (vgl. Saadat-Lendle/Çetin 2014; Kosnick 2010). Solche Kategorisierungen und Vereinnahmungen sind in mehrfacher Weise diskriminierend und können sich auf Entscheidungen hinsichtlich Pflugschaft oder

17 Dazu haben u.a. auch Studien und Aufklärungsmaterialien von LGBT-Organisationen beigetragen (kritisch dazu: Saadat-Lendle/Çetin 2014).

Adoption, aber auch weitergehend auf die Lebensrealitäten von Familien, die im Kontext solcher Diskursarenen (sozial-)pädagogisch betreut, beraten oder unterstützt werden, negativ auswirken.

3.2 Akzeptiert, verkannt und unsichtbar gemacht – widerspruchsvolle Erfahrungen von queeren Familien im pädagogischen Kontext

Angehörige queerer Familien machen im Alltag vor dem Hintergrund hegemonialer und v.a. heteronormativer Ordnungen nicht nur die Erfahrung ihrer Verbesonderung, sondern auch die, dass sie als queere Familie verkannt, ignoriert und nicht wahrgenommen werden. So werden in der Regel Briefe an Eltern in Kindergärten und Schulen auf eine Art formuliert, in der selbstverständlich von einer Vater-Mutter-Konstellation ausgegangen wird. Lesbische Mütter berichten davon, dass sie vom Fachpersonal der pädagogischen Einrichtungen, die ihre Kinder besuchen, nicht als Eltern identifiziert werden, sondern – vor der Folie eines heteronormativen Familienbilds – für Mutter und Großmutter des Kindes, Schwestern oder gute Freundinnen gehalten werden, oder sie werden – rassialisierten Zuschreibungen folgend – als ‚gefährliche Fremde‘ adressiert, die den Zugriff auf das Kind legitimieren müssen.¹⁸ Solche Verkennungen und Zuschreibungen sind nicht nur missachtend. Sie fordern sowohl Elter(n) als auch Kind(er) heraus, sich in einem ungleich gelagerten Machtgefüge zu positionieren. Vor diesem Hintergrund erweist es sich für viele queere Eltern als erforderlich, sich in ihrer Lebenskonstellation, teilweise immer wieder aufs Neue, zu outen und diese explizit zu benennen, um sich damit für alle – Pädagog_innen, Betreuer_innen, Kinder, andere Eltern – sichtbar zu machen. So sagt beispielsweise eine Person, dass es für sie wichtig war, sich in der Kita explizit als lesbische Mutter vorzustellen, da sie ansonsten befürchtet hätte, dass sie selbstverständlich als heterosexuelle Alleinerziehende gelesen worden wäre (Koch 2016). Solche Strategien können für queere Familien dazu dienen, dass sie in ihrer Familienform – auch oder gerade in pädagogischen Kontexten – als ‚ganz normale Familie‘ gesehen und behandelt werden.

Ein weiterer Grund, sich in ihrer Lebensform selbstbewusst und offen zu präsentieren, ist für viele Eltern, dass das Kind bzw. die Kinder in der jeweiligen Einrichtung einen Raum haben soll(en), in dem sie sich nicht verstecken müssen, sondern ihnen – so die Hoffnung – offen begegnet wird. Allerdings erweist sich dies als gar nicht immer so einfach. Wie verschiedene Studien zeigen (z.B. Streib-Brzic/Quadflieg 2011) sind Kinder aus queeren Familien insbesondere in der Schule Diskriminierungen, v.a. durch Peers, ausgesetzt. Darüber hinaus sind auch Organisation und Gestaltung von Betreuungs- und

18 Hier zeigen sich Erfahrungen der Mehrfachdiskriminierung, in denen sich rassialisierte und heteronormative Zuschreibungen überlagern, wie sie u.a. in der Studie von LesMigraS (2012) oder in diesem spezifischen Zusammenhang von Karrasch (2015b: 102) analysiert wurden.

Bildungssettings heteronormativ geprägt (Hartmann 2012). Ähnlich wie in der Fachliteratur und im öffentlichen Diskurs ist das Thema pluriforme Familien sowie sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in Schulen, Kitas, im Hort oder auch in der Bildungsarbeit kaum von Relevanz. Zumindest solange nicht, bis es von den betroffenen Eltern oder einzelnen Pädagog_innen explizit eingebracht wird.

In diesem Zusammenhang zeigen sich pädagogische Einrichtungen und deren Personal im Umgang mit queeren Lebensweisen und Familienformen widersprüchlich. Auf der einen Seite präsentieren sie sich offen und die einzelnen Familien und Kinder werden als Individuen akzeptiert. Heteronormativität ist strukturell betrachtet jedoch an der Tagesordnung und über das Thema queere Lebensweisen oder damit verbundene Diskriminierungen und Gewalt wird wenig und jenseits konkreter Personen in genereller Weise nicht gesprochen.

Genau solche Erfahrungen zeigen sich auch in den Aussagen einer transidentitären Person, mit der die Autorin_ im Rahmen einer explorativen Studie in Australien zur Situation von queeren Familien in pädagogischen Kontexten ein Interview durchführte. N.M., wie die interviewte Person hier genannt wird, lebt zusammen mit dem (neuen) Partner sowie dem neunjährigen Kind Sarah in einer australischen Großstadt. N.M. berichtet u.a. über die Erfahrungen mit der Schule, wo sich N.M. als Person und hinsichtlich des eigenen Transitionsprozesses von den Lehrkräften respektiert fühlt. Diese versuchen ebenfalls, so N.M., auf Sarahs fluide Geschlechterpräsentation einzugehen. Allerdings ist N.M. darüber enttäuscht, wie im Alltag der Schule mit Heteronormativität, aber auch homophoben Anfeindungen umgegangen wird. N.M. berichtet im Interview¹⁹:

N.M.: And eh (1) school is good. They: try to (1) we have some lesbian parents and things like that at our school and you don't see them. @ (.) @ You know. It's kind of very quiet and they don't like to make a big deal about it. Eh. But the kids do: (.) are homophobic at the school

I: Ah, okay. The kids

N.M.: They, some boys [...] that's not cool. Eh: and and of course, Sarah gets picked on for 'are you trying to look like a boy' you=know, 'why are you wearing boys' shoes' you know. So: (.) the staff are very respectful but because the staff don't address the kids' issues properly with (.) they talk about it as bullying but not as homophobia.

In N.M.'s Ausführungen zeigt sich – bezogen auf die Schule und die Pädagog_innen – zweierlei: Einleitend zu diesem Thema wird gesagt, dass es auf dieser Schule noch andere queere Familien gäbe. Dies wertet N.M. als positiv, wengleich auch kritisch hinzugefügt wird, dass dieser Sachverhalt von der Schule nicht explizit thematisiert oder Aufhebens darum gemacht würde. Empörend ist es für N.M. hingegen, dass die von N.M. als homophob bezeichneten Angriffe der Mitschüler_ vom Lehrpersonal als Bullying gewertet werden, und

19 Die hier präsentierten Ausschnitte basieren auf der Transkription des gesamten Interviews mit N.M.

damit, so kann dies gelesen werden, Heteronormativität sowie Trans- und Homophobie unbenannt bleiben und verharmlost werden. Darauf kommt N.M. später im Interview wieder zurück:

N.M.: As I said before, it is really unfortunate at our school. They just don't wanna face it. That I wanna talk about it. They just they wanna say it's okay, we accept all difference //mhm// but we don't wanna talk about it. //ah, yeah// That's not good. Because that doesn't stop the bullying. You know. So (1) because the more exposure anybody has, not just children, the more exposure anybody has and the more education that people have about (.) anything including gender identity and diversity //yeah// the easier it is and the more acceptance there is. When because what the education and community education does is it takes fear out of it. Yeah. Because there's always fear of the unknown. You are different to me, I don't understand you, I'm scared of you, so I'm gonna bully you. In order to get rid of that, they need to talk about it. Being silent about it (.) does not help my child.

In den Ausführungen dokumentiert sich die Erfahrung damit, wie in einer Schule mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt und v.a. mit Trans- und Homophobie umgegangen wird. Die Schule folgt zwar dem Postulat einer generellen Akzeptanz von Vielfalt, wobei sich dies aber nicht strukturell niederschlägt und sich v.a. in der individuellen Achtung und Wertschätzung der Einzelnen zeigt. Offensichtliche Konflikte und Diskriminierungen werden entpolitisiert und es wird versucht, ihnen auf einer persönlichen Ebene zu begegnen und sie v.a. ruhigzustellen. Ebenfalls wird so auch mit queeren Familien sowie mit Schüler_innen und Eltern umgegangen, die in ihren Artikulationen und Lebensweisen dichotome Geschlechterordnungen in Frage stellen. Hier wird N.M. mit einer Politik und Haltung des freundlich artikulierten Desinteresses und einem Ausschweigen über Trans- und Homophobie konfrontiert. N.M. hingegen sieht die Thematisierung von geschlechtlicher Vielfalt und den Austausch über verschiedene Lebensweisen als einen wichtigen Teil und Gegenstand von Erziehung bzw. Bildung und als notwendigen Akt, um gegen Diskriminierungen und Othering vorzugehen. Vor diesem Hintergrund klagt N.M. die Haltung der Schule und deren Strategie des Ruhigstellens und der Dethematisierung an.

In den Erfahrungen von N.M. spiegeln sich Prozesse des Silencing wider, Praktiken des ‚Zum-Schweigen-Bringens‘ und des ‚Nicht-Hörens‘ aus hegemonialen Positionen,²⁰ wie z.B. der Schule, wodurch Erfahrungen von marginalisierten Personen und Gruppen unsichtbar gemacht werden. Ebenfalls zeigt sich, dass die strukturellen sowie bildungs- und schulpolitischen Voraussetzungen unzureichend sind, damit im schulischen Kontext sexuelle und geschlechtliche Vielfalt tatsächlich gleichberechtigt erlebt und gelebt sowie mit dem Thema Homo-/Transfeindlichkeit selbstkritisch umgegangen werden kann. Diese Prozesse sind jedoch keine spezifischen Phänomene nur an dieser

20 Spivak (1988: 308) spricht von Silencing mit Bezug auf die Situation von subalternen Frauen, die durch die Wissensproduktion westlicher Intellektueller am Sprechen gehindert bzw. nicht gehört und damit in der Artikulation ihrer Bedürfnisse sprachlos gemacht werden.

Schule oder des lokalen und nationalen Kontextes. Es ist davon auszugehen, dass sie ebenfalls in vergleichbaren Bildungsinstitutionen und gesellschaftlichen Kontexten in Deutschland und Europa zu rekonstruieren sind. Darauf deuten die zuvor herausgearbeiteten Mechanismen, v.a. die Ignoranz gegenüber Themen wie geschlechtliche und sexuelle Vielfalt sowie von Trans- und Intersexualität im deutschsprachigen Bildungskontext hin.

Die Aussagen von N.M. verweisen jedoch noch auf einen weiteren Aspekt, nämlich den der geringen Repräsentanz von Trans*-Themen und Sichtbarkeit von Trans*Personen nicht nur im öffentlichen Raum und Diskurs, sondern auch im pädagogischen Kontext. So deutet sich im Interview mit N.M. auch eine gewisse Einsamkeit im Kampf um mehr Sichtbarkeit von queeren Lebensrealitäten und um die Thematisierung und Bearbeitung von Trans- und Homophobie durch die Schule an. Die erwähnten lesbischen Eltern sind hier wohl keine Verbündeten. Aber auch in der Trans*Community scheint es diese nicht zu geben, da dort, wie N.M. im Interview schildert, Fragen der Kindererziehung kaum Thema sind oder es auch keinen Austausch zu Erfahrungen im Bildungskontext gibt. Diese Erfahrungen von N.M. verweisen auf eine potenziell marginalisierte und separierte Position von transidentitären Personen im Kampf gegen Diskriminierung und in ihrem Engagement im Kontext von Bildung. Lesbische und auch schwule Eltern haben sich – nicht nur in Großstädten Australiens, auch im deutschsprachigen Raum – in diversen Vereinigungen organisiert und politisiert und versuchen in diesem Zusammenhang auch ihre Forderungen in die Schule oder Bildungspolitik einzubringen. Transidentitären Personen scheint der Zugang zu solchen Zusammenschlüssen erschwert zu sein. Gleichermaßen sind diese Themen und Familienkonstellationen auch im wissenschaftlichen und fachlichen Diskurs ausgeblendet (s.o.). So bleibt Personen wie N.M. oft gar nichts anderes übrig, als vereinzelt einen Kampf für mehr Sichtbarkeit und gegen Heterosexismus, Transphobie sowie gegen andere Formen der Gewalt und Unterdrückung zu führen. So zeigt sich auch hier die Notwendigkeit einer strukturellen Verankerung dieser Themen in Lehr- bzw. Bildungsplänen, an schulischen und außerschulischen Bildungseinrichtungen sowie in der Ausbildung von pädagogischen Fachkräften.

4 Konsequenzen für (erziehungs-)wissenschaftliche Diskurse und pädagogische Praxis

In den Analysen der Thematisierung von queeren Familien in der fachwissenschaftlichen Diskussion sowie den Umgangsweisen mit Homo- oder Transphobie im pädagogischen Kontext wurde die Wirkmächtigkeit und die Beharrlichkeit von hegemonialen Verhältnissen deutlich, insbesondere von hetero-

normativen Ordnungen, die sich mit anderen Macht- und Unterdrückungsverhältnissen überlagern. Dies zeigt sich auch in Kontexten, in denen für Diversität und Vielfalt plädiert wird. Was resultiert daraus für die erziehungswissenschaftliche und pädagogische Beschäftigung mit dem Thema?

Information, Aufklärung und Sensibilisierung in pädagogischen Institutionen und von Fachkräften sind wichtig und bedeutsam. Gleichzeitig zeigt sich in den hier aufgezeigten Prozessen der Ignoranz gegenüber Heteronormativität und Homo-/Transphobie sowie des Othering und des Silencing von queeren Positionen, Personen und Familien, dass diese Maßnahmen an ihre Grenzen stoßen, solange die jeweils zugrundeliegenden Machtverhältnisse und Dominanzordnungen nicht in Frage gestellt werden. Angesichts der nach wie vor bestehenden Dominanz heteronormativer und naturalistischer Familienbilder braucht es, so Karl Lenz, „ein hohes Maß wissenschaftlicher Selbstreflexion, um die mitgebrachten Selbstverständlichkeiten, die unreflektierte Selektion und Perspektivität dieser Relikte des Alltagsdenkens aufzudecken und durchbrechen zu können“ (Lenz 2016: 168). Jutta Hartmann plädiert für ein „rethinking of family norms“ und der damit verbundenen heteronormativen Verhältnisse (Hartmann 2014). Beides ist notwendig sowohl für die (erziehungswissenschaftliche Auseinandersetzung als auch für die pädagogische Praxis – nicht nur mit Blick auf die Sichtbarkeit und Anerkennung von queeren Familien im erziehungswissenschaftlichen und pädagogischen Kontext. Damit verbunden sind ein grundsätzliches Hinterfragen und eine dekonstruktivistische Betrachtung von hegemonialen Strukturen und Bildern, deren Einwirken in pädagogische Verhältnisse sowie die Reflexion damit verbundener Zwänge. Dekonstruktivistische und machtkritische Perspektiven, wie die der Queer und Gender Studies, der Postcolonial Studies oder der Disability Studies, können hier wichtige Beiträge leisten, nicht nur für die wissenschaftliche Analyse, sondern auch für eine reflexive und dekonstruktivistische Perspektive in Bildungsarbeit und pädagogischer oder beratender Praxis. Sie regen dazu an, die jeweiligen Privilegien sichtbar zu machen und in Frage zu stellen. Darüber hinaus scheint es notwendig, auch strukturell wirksame Maßnahmen zu ergreifen, die eine wirkliche Anerkennung, eine selbstverständliche Sichtbarkeit und Gleichberechtigung von queeren Lebensweisen ermöglichen. Neben einer rechtlichen Gleichstellung stellt die strukturelle Verankerung des Themas sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in Bildungsplänen und anderen Rahmenleitlinien pädagogischer Arbeit eine solche Möglichkeit dar. Die Perspektive auf Vielfalt ist dabei durch den Aspekt der Diskriminierungskritik zu erweitern, mit dem verschiedene Dimensionen von Dominanz und Unterdrückung in den Fokus gerückt werden können.

Literatur

- Andresen, Sabine (2016): Familien und informelles Lernen. In: Haring, Marius / Witte, Matthias D. / Burger, Timo (Hrsg.): Handbuch informelles Lernen. Interdisziplinäre und internationale Perspektiven. Weinheim: Beltz, S. 401–415.
- Arbeitspapier für die Hand der Bildungsplankommissionen als Grundlage und Orientierung zur Verankerung der Leitprinzipien. Bildungsplanreform 2015/2016 – Verankerung von Leitprinzipien. Stand: 18.11.2013. https://www.ph-freiburg.de/fileadmin/dateien/sonstige/gleichstellung/Arbeitspapier_Leitprinzipien.pdf [Zugriff: 3.3.2016]
- Berkowitz, Dana (2009): Theorizing lesbian and gay parenting: Past, present, and future scholarship. In: Journal of Family Theory and Review 1, 3, S. 117–132.
- Bertone, Chiara / Pallotta-Chiarolli, Maria (2014): Putting Families of Origin into the Queer Picture: Introducing This Special Issue. In: Journal of GLBT Family Studies 10, 1–2, S. 1–14.
- Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.) (2014): Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung. Bielefeld: transcript.
- Busche, Mart / Maikowski, Laura / Pohlkamp, Ines / Wesemüller, Ellen (Hrsg.) (2010): Feministische Mädchenarbeit weiterdenken. Zur Aktualität einer bildungspolitischen Praxis. Bielefeld: transcript.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Castro Varela, María do Mar (2010): Un-Sinn: Postkoloniale Theorie und Diversity. In: Kessel, Fabian / Plößer, Melanie (Hrsg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 249–262.
- Castro Varela, María do Mar / Dhawan, Nikita (2005): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript.
- Castro Varela, María do Mar / Dhawan, Nikita (2015): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. 2. komplett überarbeitete und erweiterte Auflage. Bielefeld: transcript.
- Castro Varela, María do Mar / Dhawan, Nikita (2009): Queer mobil? Heteronormativität und Migrationsforschung. In: Lutz, Helma (2009): Gender mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 102–121.
- Collins, Patricia Hill (1998): It's all in the Family: Intersections of Gender, Race, and Nation. In: Hypatia 13, 3, S. 62–82.
- Crouch, Simon R. / Waters, Elizabeth / McNair, Ruth / Power, Jennifer / Davis, Elise (2014): Parent-reported measures of child health and wellbeing in same-sex parent families: a cross-sectional survey. In: BMC Public Health 2014, 14: 635. <http://bmcpublihealth.biomedcentral.com/articles/10.1186/1471-2458-14-635> [Zugriff: 04.05.2016].
- Huch, Sarah / Lücke, Martin (2015): Sexuelle Vielfalt im Handlungsfeld Schule. Konzepte aus Erziehungswissenschaft und Fachdidaktik. Bielefeld: transcript.
- Dachverband Regenbogenfamilien (2013): Regenbogenfamilie. Eine Informationsbrochure nicht nur für Betreuungspersonen, Lehr- und Fachkräfte. http://www.regenbogenfamilien.ch/files/rbf_infobrochure_new.pdf. [Zugriff: 07.05.2016].

- Degele, Nina (2008): Einführung Gender/Queer Studies. München: Fink UTB.
- Dempsey, Deborah (2013): Same-sex parented families in Australia. In: Australian Institute of Family Studies: CFCA Paper NO. 18 – December 2013. <https://aifs.gov.au/cfca/publications/same-sex-parented-families-australia/introduction> [Zugriff: 05.02.2016].
- Dierckx, Myrte / Motmans, Joz / Mortelmans, Dimitri / T'sjoenc, Guy (2016): Families in transition: A literature review. In: International Review of Psychiatry 28, 1: Gender Dysphoria and Gender Incongruence, S. 36–43.
- Ecarius, Jutta (2002): Familienerziehung im historischen Wandel. Opladen: Leske & Budrich.
- Ecarius, Jutta / Köbel, Nils / Wahl, Katrin (2011): Familie, Erziehung und Sozialisation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Emcke, Carolin (2016): „Anfangen“. Carolin Emckes Dankesrede anlässlich der Verleihung des Friedenspreises 2016. <http://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/1244997/>.
- Few-Demo, April (2014): Intersectionality as the “New” Critical Approach in Feminist Family Studies: Evolving Racial/Ethnic Feminisms and Critical Race Theories. In: Journal of Family Theory & Review 6, S. 169–183.
- Fischer, Veronika / Springer, Monika (2011): Handbuch Migration und Familie. Grundlagen für die Soziale Arbeit mit Familien. Schwalbach/Ts: Wochenschau.
- Fthenakis, Wassilios E. / Ladwig, Arndt (2002): Homosexuelle Väter. In: Fthenakis, Wassilios E. / Textor, Martin R. (Hrsg.): Mutterschaft, Vaterschaft. Weinheim/Basel: Beltz, S. 129–154.
- Funcke, Dorett (2015): Homosexuelle Paare als Pflegeeltern. Ein Beitrag aus der fall-rekonstruktiven Familienforschung. In: Familiendynamik 40, 2, S. 142–153.
- Funcke, Dorett / Thorn, Petra (Hrsg.) (2010): Statt einer Einleitung: Familie und Verwandtschaft zwischen Normativität und Flexibilität. In: Funcke, Dorett / Thorn, Petra (Hrsg.): Die gleichgeschlechtliche Familie mit Kindern: Interdisziplinäre Beiträge zu einer neuen Lebensform. Bielefeld: transcript, S. 11–33.
- Goldberg, Abbie E. (2010): Lesbian and gay parents and their children: Research on the family life cycle. Washington, DC: APA Books.
- Hall, Stuart (1994): Der Westen und der Rest: Diskurs und Macht. In: Hall, Stuart: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg: Argument, S. 137–179.
- Hartmann, Jutta / Klesse, Christian / Wagenknecht, Peter / Fritzsche, Bettina / Hackmann, Kristina (2007): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hartmann, Jutta (2009): Familie weiter denken. Perspektiven vielfältiger Lebensweisen für eine diversity-orientierte Soziale Arbeit. In: neue praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik, Sonderheft 9, S. 65–75.
- Hartmann, Jutta (2012): Institutionen, die unsere Existenz bestimmen: Heteronormativität und Schule. In: Aus Politik und Zeitgeschehen: Sozialisation, 62, 49–50, S. 34–41.
- Hartmann; Jutta (2014): Re-thinking family norms. In: Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.) (2014): Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung, Bielefeld: transcript, S. 215–323.

- Hill, Paul / Kopp, Johannes (2015): Familiensoziologie. Zum Stand der Dinge. In: Hill, Paul / Kopp, Johannes (Hrsg.): Handbuch Familiensoziologie. Wiesbaden: Springer, S. 9–16.
- Jespersen, Andy (2014): Gleichgeschlechtliche Paare als Pflegeeltern. Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste / ZPE (Hrsg.) ZPE-Schriftenreihe, Bd. 37. Siegen: universi.
- Jurczyk, Karin / Klinkhardt, Josefine (2014): Vater, Mutter, Kind? Acht Trends über Familien, die Politik heute kennen sollte. Unter Mitarbeit von Christine Entleitner, Valerie Heintz-Martin, Alexandra Langmeyer und Johanna Possinger. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.
- Karrasch, Anja (2015a): 100 Prozent dazugehören. In: Schmidt, Friederike / Schondelmayer, Anne-Christin / Schröder, Ute B. (Hrsg.): Selbstbestimmung und Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt: Lebenswirklichkeiten, Forschungsergebnisse und Bildungsbausteine. Wiesbaden: Springer VS, S. 91–94.
- Karrasch, Anja (2015b): Ein Leben für die Freiheit. In: Schmidt, Friederike / Schondelmayer, Anne-Christin / Schröder, Ute B. (Hrsg.): Selbstbestimmung und Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt: Lebenswirklichkeiten, Forschungsergebnisse und Bildungsbausteine. Wiesbaden: Springer VS, S. 100–104.
- Koch, Christian (2016): Kindesglück unter dem Regenbogen – Kinder in der Regenbogenfamilie im heteronormativen Umfeld. Unveröffentlichte Bachelorarbeit an der Pädagogischen Hochschule Freiburg.
- Kohler, Verena (2014): Die Wahrnehmung homosexueller Pflegeeltern und die Konsequenzen für die Unterbringung von Pflegekindern. Unveröffentlichte Bachelorarbeit an der Pädagogischen Hochschule Freiburg.
- Körner, Constanze (2015): Regenbogenfamilien – Kinderwunsch und Familienleben im Kontext von LSBT-Lebensweisen. In: Schmidt, Friederike / Schondelmayer, Anne-Christin / Schröder, Ute B. (Hrsg.): Selbstbestimmung und Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt: Lebenswirklichkeiten, Forschungsergebnisse und Bildungsbausteine. Wiesbaden: Springer VS, S. 111–118.
- Kortendiek, Beate (2010): Familie: Mutterschaft und Vaterschaft zwischen Traditionalisierung und Modernisierung. In: Becker, Ruth / Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 442–453.
- Kosnick, Kira (2010): Sexualität und Migrationsforschung. Das Unsichtbare, das Oxy-moronische und heteronormatives ‚Othering‘. In: Lutz, Helma / Herrera Vivar, Maria Teresa / Supik, Linda (Hrsg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 145–164.
- Kruppa, Doreen (2009): „... dass ich durchaus hin und hergerissen bin, ob nicht’n anderes Modell her sollte, mit einer Lebensgemeinschaft mit nem Mann und ner Frau ...“ – Heteronormativität am Beispiel gleichgeschlechtlicher Paare. In: Villa, Paula-Irene / Thiessen, Barbara (Hrsg.): Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 143–161.
- Lenz, Karl (2016): Familien. In: Schröder, Wolfgang / Struck, Norbert / Wolff, Mechtild (Hrsg.): Handbuch Kinder- und Jugendhilfe. 2. überarbeitete Auflage. Weinheim/München: Beltz Juventa, S. 166–202.
- LesMigraS Antigewalt- und Antidiskriminierungsbereich der Lesbenberatung Berlin e.V. (2012): „... nicht so greifbar und doch real“. Eine quantitative und qualitative

- Studie zu Gewalt- und (Mehrfach-) Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans* in Deutschland. http://www.lesmigras.de/tl_files/lesmigras/kampagne/Dokumentation%20Studie%20web.pdf. [Zugriff: 30.12.2016].
- Macha, Hildegard / Witzke, Monika (Hrsg.) (2011): Familie. Handbuch der Erziehungswissenschaft 5. Studienausgabe. Paderborn/München/Wien/Zürich: Schöningh.
- Macha, Hildegard (2011): Konturen einer erziehungswissenschaftlichen Theorie der Familie. In: Macha, Hildegard / Witzke, Monika (Hrsg.): Familie. Handbuch der Erziehungswissenschaft 5. Paderborn/München/Wien/Zürich: Schöningh, S. 7–28.
- Maier, Maya S. (2009): Gleichgeschlechtliche Partnerschaft und Elternschaft. In: Burkart, Günter (Hrsg.): Zukunft der Familie. Prognosen und Szenarien. Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 6. Opladen / Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 195–210.
- Mezey, Nancy (2008): The privilege of coming out: Race, Class, and Lesbians' Mothering Decisions. In: International Journal of Sociology of the Family 34, 2, S. 257–276.
- Oelkers, Nina (2011): Eltern und Elternschaft. In: Otto, Hans-Uwe / Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. 4. völlig neu bearbeitete Auflage. München/Basel: Ernst Reinhardt, S. 306–312.
- Oelkers, Nina (2012): Familialismus oder die normative Zementierung der Normalfamilie. Herausforderung für die Kinder- und Jugendhilfe. In: Böllert, Karin / Peter, Corinna (Hrsg.): Mutter + Vater = Eltern? Sozialer Wandel, Elternrollen und Soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 135–154.
- Peuckert, Rüdiger (2007): Zur aktuellen Lage der Familie. In: Ecarius, Jutta (Hrsg.): Handbuch Familie. Wiesbaden: VS, S. 36–55.
- Peuckert, Rüdiger (2008): Familienformen im sozialen Wandel. 7. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Pohlkamp, Ines (2010): TransRäume. Mehr Platz für geschlechtliche Nonkonformität! In: Busche, Mart / Maikowski, Laura / Pohlkamp, Ines / Wesenmüller, Ellen (Hrsg.): Feministische Mädchenarbeit weiterdenken. Zur Aktualität einer bildungspolitischen Praxis. Bielefeld: transcript, S. 37–58.
- Riegel, Christine (2016): Bildung – Intersektionalität – Othering. Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen. Bielefeld: transcript.
- Rupp, Marina (2009): Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften. Köln: Bundesanzeiger.
- Rupp, Marina (Hrsg.) (2011): Partnerschaft und Elternschaft bei gleichgeschlechtlichen Paaren. Verbreitung, Institutionalisierung, Alltagsgestaltung. In: Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 7, Leverkusen: Barbara Budrich.
- Rupp, Marina / Dürnberger, Andrea (2009): Regenbogenfamilien in Eingetragener Lebenspartnerschaft. In: Rupp, Marina (Hrsg.): Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften. Köln: Bundesanzeiger, S. 51–177.
- Saadat-Lendle, Saideh / Çetin, Zülfukar (2014): Forschung und Soziale Arbeit zu Queer mit Rassismuserfahrungen. In: Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.): Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-, Queer- und Geschlechterforschung, Bielefeld: transcript, S. 233–250.
- Said, Edward (1978): Orientalism. Western Concepts of the Orient. New York: Vintage.

- Savin-Williams, Ritch C. / Esterberg, Kristin G. (2000): Lesbian, Gay, and Bisexual Families. In: Demo, D.H. u. a. (Hrsg.): Handbook of Family Diversity. New York / Oxford: Oxford University Press, S. 197–215.
- Schmidt, Friederike / Schondelmayer, Anne-Christin / Schröder, Ute B. (Hrsg.) (2015): Selbstbestimmung und Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt: Lebenswirklichkeiten, Forschungsergebnisse und Bildungsbausteine. Wiesbaden: Springer VS.
- Schneider, Werner (2011): Pluralität der Lebensformen. In: Macha, Hildegard / Witzke, Monika (Hrsg.): Familie. Handbuch der Erziehungswissenschaft 5. Studienausgabe. Paderborn/München/Wien/Zürich: Schöningh, S. 129–152.
- Schmitz, Johanna (2014): Feministische Mädchenarbeit – Ein Raum für Trans*-Jugendliche? In: Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien 20, 1, S. 97–112.
- Schön, Bärbel (2011): Geschlechterrollen: Vater, Mutter, Sohn, Tochter. In: Macha, Hildegard / Witzke, Monika (Hrsg.): Familie. Handbuch der Erziehungswissenschaft 5. Studienausgabe. Paderborn/München/Wien/Zürich: Schöningh, S. 215–236.
- Seehaus, Rhea / Rose, Lotte / Günther, Marga (Hrsg.) (2015): Mutter, Vater, Kind – Geschlechterpraxen in der Elternschaft. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1985): The Rani of Simur. An Essay in Reading the Archives. In: Barker, Francis et al. (Hrsg.): Europe and its Others. Colchester: University of Essex, S. 128–151.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): Can the Subaltern Speak? In: Nelson, Cary / Grossberg, Lawrence (Hrsg.): Marxism and the Interpretation of Culture. Chicago: University of Illinois Press, S. 271–313.
- Stacey, Judith / Biblarz, Timothy J. (2001): (How) Does the Sexual Orientation of Parents Matter? In: American Sociological Review 2001, 66, S. 159–183.
- Streib-Brzic, Uli / Quadflieg, Christiane (2011): Vergleichende Studie „Erfahrungen von Kindern aus Regenbogenfamilien in der Schule“, durchgeführt in Deutschland, Slowenien und Schweden. Teilstudie Deutschland. Herausgegeben im Auftrag des Zentrums für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität zu Berlin. <https://www.gender.hu-berlin.de/de/rainbowchildren/downloads/studie/siodt> [Zugriff: 07.05.2016].
- Uhlendorff, Uwe / Euteneuer, Matthias / Sabla, Kim-Patrick (2013): Soziale Arbeit mit Familien. Stuttgart: UTB.
- Wong, Penny (2016): It's time. The case for marriage equality. In: Monthly. Australian Politics, Society & Culture, February 2016, S. 18–23.